

'Freunde' und 'Feinde' theoriegeleiteter Forschung

Keiner, Edwin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Keiner, E. (1982). 'Freunde' und 'Feinde' theoriegeleiteter Forschung. *Historical Social Research*, 7(4), 108-110. <https://doi.org/10.12759/hsr.7.1982.4.108-110>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

QUANTUM INFORMATION

'FREUNDE' UND 'FEINDE' THEORIEGELEITETER FORSCHUNG

Bemerkungen zu dem Bericht von Henning Bauer,
Heinrich Best und Wilhelm H. Schröder über
das Zentrum-Seminar 1982 in HSR 23, S. 91-102

Die folgenden Bemerkungen beziehen sich insbesondere auf die Passagen, in denen die Autoren des Berichts über das Zentrum-Seminar 1982 - gegen die "Theorieabneigung" der (oder einiger) Seminarteilnehmer - ihr "Konzept theoriegeleiteter Forschung" verteidigen (S. 97 f.).

Dieses Konzept, genauer gesagt, eine Fassung, die Heinrich Best in seinem Einleitungsvortrag im Seminar vorgetragen hatte, provozierte bereits dort einigen Widerspruch: gegen die normative Kennzeichnung der Grundlagen historischer Sozialforschung als "methodologische Orthodoxie" (Best), die Reduktion methodologischer Fragestellungen auf Teile der elementaren Logik, das Hempel-Oppenheimische deduktiv-nomologische (DN) Schema, den strikten Gesetzesbegriff etc.

Nun erscheinen in dem Bericht von Bauer/Best/Schröder - durch eine salvatorische Klausel vorsichtig geschützt - die knappen Diskussionen und Erwartungen der Teilnehmer an die Vermittlung von 'Handwerkszeug' als "Ausdruck einer wieder wachsenden Theorieabneigung", und die Medizin für die theoriefeindlichen Patienten wird gleich mitgeliefert: das "Konzept theoriegeleiteter Forschung im Allgemeinen und, speziell für das Seminar, der "glückliche Umstand", daß Jürgen Kocka in seinem Vortrag die Veränderungen in der methodologischen Landschaft diskutiert und strukturiert habe. Dieser Vortrag über "Theorieorientierung und Theorieskepsis in der Geschichtswissenschaft. Alte und neue Argumente" (abgedruckt im selben Heft, S. 4-19) und sein Plädoyer "für theoretisch orientierte Geschichte" (S. 5) sind - ohne auf Unterschiede hier eigens einzugehen - dem "Konzept theoriegeleiteter Forschung" durchaus affin, besonders dort, wo Kocka resümierend festhält, daß "explizite Theorieverwendung zur größeren Leistungsfähigkeit historischer Forschung bei(trägt)" (S. 15).

Nichts ist gegen diese Einschätzung einzuwenden, im Gegenteil, aber sie greift zu kurz. Die Forderung nach Expliztheit, Konsistenz, Überprüfbarkeit, Klarheit etc. bleiben auf der Ebene der allgemeinen Theorie- und Forschungslogik, d.h. der einheitswissenschaftlichen, notwendigen und noch nicht hinreichenden 'Trivial' erwartungen an jede Forschung, weil "theoretisch orientierte Geschichte" nur zu allgemeinen wissenschaftslogischen Überlegungen, aber nicht auch zu einer speziellen Historik systematisch in Beziehung gesetzt wird. Kocka demonstriert diese "Vorteile" theoriegeleiteter Forschung, aber er diskutiert nicht ihren systematischen, problemrelativen Stellenwert.

Die problemspezifische Applikation einer als 'richtig', vorteilhaft oder wie immer eingeschätzten allgemeinen "deduktivistischen Forschungslogik" auf die spezielle historische Forschungspraxis scheint dann auch der systematische Grund für die von Bauer/Best/Schröder unterstellte Differenz von Theorie'freunden' und Theorie-

'feinden' zu sein. Die Interpretation der "Haltungen", der "Einstellungen" der Seminarteilnehmer als "Theorieabneigung" zeigt aber den theoretischen (und auch didaktischen) Fehler: die spezifischen thematischen und methodischen Interessen und Probleme der Teilnehmer, die ja immer zugleich - wenn auch nicht immer explizit formulierte - theoretische Probleme sind, wurden und werden nicht ernst genommen. Ihre differenzierten, wenn auch oft nur impliziten theoretischen Orientierungen und ihr spezifischer methodischer (und nicht nur technischer) Zugriff werden dann in ihrem Zusammenhang z.B. nicht durch methodologische Analyse oder wissenschaftstheoretische Rekonstruktion verdeutlicht, sondern mit einer wie auch immer geschnitzten allgemein-methodologischen Keule zusammengeslagen - in des Wortes doppelter Bedeutung.

Ein Seminar wie das genannte wäre nun reichlich überfordert, wollte es über die wissenschaftstheoretische Analyse der Arbeiten der Teilnehmer den theoretischen Zusammenhang stiften; es grenzt aber andererseits an Schulmeisterei, wenn man Vertrauen in eine normativ interpretierte, allgemeine Methodologie abverlangt, die die Einheit aller Wissenschaften symbolisieren und den Fortschritt des Wissens garantieren soll.

Der hohe Anteil an Projektmitarbeitern an dem Seminar, die an konkreten und sehr verschiedenen Fragestellungen arbeiten, verbietet es geradezu, "an einer deduktionistischen Forschungslogik festzuhalten", weil sie problemunspezifisch ist und die Differenz und den Zusammenhang von allgemeiner Methodologie bzw. Methodik und spezieller, historischer Methodologie bzw. Methodik nicht berücksichtigt. Daß Bauer/Best/Schröder ähnliche Probleme durchaus sehen, zeigt ihre Anregung, in Zukunft "die forschungspraktische und heuristische Bedeutung von Theorie deutlicher zu machen als bisher". Der Vorschlag bleibt aber auf der curricular-didaktischen Ebene, seine methodologischen Implikate bleiben in diesem Kontext undiskutiert.

Um Mißverständnissen vorzubeugen soll auch hier festgehalten werden: "Ein Verzicht auf Theorieorientierung kann ... nicht in Frage kommen", aber nicht wegen genereller theoretischer Optionen, utilitären "Vorteils" oder subjektiver "Haltung", sondern aus systematischen Gründen, weil Forschung ohne theoretische Orientierung nicht denkbar ist. Schon für Popper ist der Ausgangspunkt seiner Überlegungen das wissenschaftliche Problem, nicht etwa das deduktiv-nomologische Schema. Als 'Problem' ist es aber schon immer als theoretisches Problem konstituiert, Wissen ist immer schon theoretisches Wissen. Auch wenn das deduktiv-nomologische Schema für wissenschaftstheoretische Rekonstruktionen unverzichtbar bleibt, mit ihm ist weder eine spezielle Methodik der Geschichtswissenschaft gegeben, geschweige denn ein Problem historischer Forschung selbst formuliert, bearbeitet oder gar gelöst.

Die "deduktivistische Forschungslogik" ist ein zu grober Leisten, um bereits vorliegende Forschungen allein darüber schlagen zu können, und sie ist eine zu grobe Richtschnur (besonders, wenn man sie für die alleinige hält), um differenzierte, problembezogene Forschung im Detail orientieren zu können. Ihre analytische Leistung bleibt auf die notwendigen Bedingungen wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung beschränkt, besonders die hinreichenden Bedingungen aber sind es, die innerhalb der Disziplinen wie auch der Geschichtswissenschaft

zur Diskussion und Disposition stehen. Die normierende Bedeutung eines solchen Forschungskonzepts mag sich vielleicht im Bereich der Forschungspraxis und Heuristik partiell als nützlich erweisen, systematisch aber ist eine normativ verstandene Forschungs- und Wissenschaftskonzeption, die nicht nur angewandte Logik, sondern Epistemologie sein will, nicht haltbar.

In konstruktiver Wendung und sicher etwas stilisiert: die von Bauer/Best/Schröder unterstellte "Theorieabneigung" scheint eher ein Indiz dafür zu sein, daß man - angereichert mit differenzierten, vielfältigen, auch konkurrierenden, neuen Fragestellungen, die die methodologischen Diskussionen des letzten Jahrzehnts angeregt haben - sich wieder mehr der historisch-empirischen Forschung zuwendet, mehr oder weniger 'gereinigt' durch den Feuerofen methodologischer Kontroversen neue Probleme formuliert, alte neu stellt und den Ertrag neuer Lösungsmöglichkeiten erprobt. In diesem Zusammenhang erschließt man sich die Techniken der elektronischen Datenverarbeitung und andere Verfahren, wie z.B. das Interview der 'oral history'.

In dieser Perspektive erscheint dann auch die "Akzeptanz quantifizierender Methoden" alles andere als "problemlos", wenn man konkrete theoretische Fragestellungen - wie explizit auch immer formuliert - bereits voraussetzt. Und es ist schließlich durchaus legitim, Informationen über solche Techniken und Hilfeleistungen zu ihrer Anwendung 'nur' als "Ausrüstung bzw. Werkzeug des Historikers" zu fordern - und um dies (wenn auch nicht allein) zu leisten wurde das 'Zentrum für historische Sozialforschung' letztlich institutionalisiert.

Es verdient ausdrückliche Anerkennung, daß diese Vermittlungsleistung selbst nicht nur technisch, sondern didaktisch und theoretisch engagiert und reflektiert erfolgt und damit auch diskutierbar wird.

Einige der hier angedeuteten theoretischen Probleme - das sei schließlich nur angemerkt - könnten sich auch im curricularen Aufbau, z.B. in der Verknüpfung von allgemeinen theoretischen und methodischen Vorträgen und der problemspezifischen Anwendung quantifizierender Verfahren in den Arbeitsgruppen wiederfinden. Auch einige Anmerkungen zum Seminar im Bericht von Bauer/Best/Schröder selbst, wie im Bericht zur Arbeitsgruppe 3 von Juliane Marschalck (im selben Heft, S. 103-105) ließen sich darauf beziehen.

Gerade aber weil es nicht allein um Seminar Didaktik geht, könnte es sich vielleicht lohnen, nicht über "Theorieabneigung" zu rasonieren, sondern über methodologische Grundsatzfragen noch einmal zu diskutieren - trotz oder gerade wegen der derzeit eingetretenen Übersättigung mit methodologischen Problemen in den historischen Sozialwissenschaften.

Edwin Keiner